

(Nachdruck verboten.)

23]

Auferhebung.

Roman von Leo Tolstoj.

Der Advokat nahm ein Blatt beschriebenes Papier und begann, die uninteressanten, formalen Worte schnell verschluckend, andre dagegen besonders eindringlich aussprechend, zu lesen:

„An die Kriminalabteilung des Kassationshofes und so weiter, die und die Beschwerde. Durch gerichtlichen Beschluß auf Grund des und des Verdikts ist die Maslowa für schuldig befunden worden, den Kaufmann Smjeltow mittels Gift um das Leben gebracht zu haben, und auf Grund des Artikels 1454 des Strafgesetzbuchs zu Zwangsarbeit und so weiter und so weiter verurteilt.“

Er hielt inne, offenbar trotz der ständigen Gewohnheit mit Vergnügen sein Erzeugnis anhörend.

„Dieses Urteil erscheint als das Resultat so wichtiger prozeßueller Beeinträchtigungen und Fehler.“ fuhr er eindringlich fort, „daß es der Kassation unterliegt. Erstens ist die Verlesung der Untersuchungsakten über das Innere Smjeltows während der Gerichtsverhandlung gleich im Anfang durch den Vorsitzenden unterbrochen worden — eins.“

„Aber der Staatsanwalt hat doch diese Verlesung verlangt,“ sagte Rechljudow voll Erstaunen.

„Einerlei, die Verteidigung konnte dasselbe Verlangen stellen.“

„Aber das war doch ganz und gar nicht nötig.“

„Trotzdem ist es ein Grund. Weiter: Zweitens ist der Verteidiger der Maslowa,“ fuhr er mit Lesen fort, „als er, in der Absicht, die Persönlichkeit der Maslowa zu charakterisieren, die inneren Ursachen ihres Falles streifte, in seiner Rede durch den Vorsitzenden mit der Begründung unterbrochen worden, daß die Worte des Verteidigers nicht direkt zur Sache gehörten; inzwischen ist aber, wie unlängst vom Senate dargelegt, die Erklärung des Charakters und überhaupt der moralischen Eigenschaften von allergrößter Bedeutung schon für die richtige Entscheidung der imputatio juris der Strafzumessung — zwei,“ sagte er, Rechljudow anblickend.

„Er hat das aber doch recht ungeschickt gesagt, so daß man gar nichts verstehen konnte,“ meinte Rechljudow noch mehr verwundert.

„Der kleine Dummkopf konnte natürlich nichts Bescheides zu stande bringen,“ sagte Zanarin lachend, „aber es ist dennoch ein Grund. Dann weiter: Drittens, in seinem Schluszwort hat der Vorsitzende, trotz der kategorischen Bestimmung des § 1, Artikel 801 der Kriminalgerichts-Ordnung, den Geschworenen nicht auseinandergesetzt, aus welchen juristischen Elementen der Begriff einer Schuld besteht, und ihnen nicht gesagt, daß sie das Recht hatten, die Darreichung von Gift durch die Maslowa an Smjeltow als thatsächlich feststehend anzuerkennen und ihr dennoch, wegen Fehlen der Absicht auf das Leben, diese That nicht als Schuld anzurechnen, und sie auf diese Weise nicht eines Kriminalverbrechens, sondern nur eines Vergehens für schuldig zu erklären — einer Fahrlässigkeit, in Folge deren, unerwartet für die Maslowa, der Tod des Kaufmanns eingetreten ist. — Das ist die Hauptsache.“

„Wir hätten das auch von selbst begreifen können; es ist unser Versehen.“

„Und endlich viertens,“ fuhr der Advokat fort, „ist die Antwort auf die von Seiten des Gerichts gestellte Frage nach der Schuld der Maslowa von den Geschworenen in einer Form gegeben worden, die in sich einen deutlichen Widerspruch enthält. Die Maslowa war der vorsätzlichen Vergiftung Smjeltows in ausschließlich eigennütziger Absicht, die als einziger Beweggrund zum Morde erschien, angeklagt worden; die Geschworenen aber verneinten in ihrer Antwort die Absicht auf Raub und die Teilnahme der Maslowa an der Entwendung der Wertgegenstände, woraus ersichtlich war, daß sie auch die Absicht der Angeklagten auf Totschlag zu verneinen im Sinne hatten und nur infolge eines Mißverständnisses, das durch die Unvollständigkeit des Schlussworts des Vorsitzenden hervorgerufen war, dieses in ihrer Antwort nicht gehörig zum Ausdruck brachten, wo dann diese Antwort die Anwendung der Artikel 816 und 808 der Kriminalgerichts-Ordnung

verlangte, das heißt Aufklärung der Geschworenen von Seiten des Vorsitzenden über den von ihnen begangenen Irrtum und Uebergehen zu einer neuen Beratung und einer neuen Antwort auf die Frage nach der Schuld der Angeklagten,“ las Zanarin vor.

„Aber warum hat der Vorsitzende das nicht gethan?“

„Ich möchte auch wissen, warum?“ sagte Zanarin lachend.

„Folglich wird der Senat den Fehler wieder gut machen.“

„Das kommt darauf an, wer dort in dem betreffenden Augenblick thätig ist.“

„Nun also, schreiben wir weiter: Ein derartiges Verdikt gab dem Gericht nicht das Recht,“ fuhr er schnell fort, „die Maslowa einer Kriminalstrafe zu unterwerfen, und die Anwendung des § 3, Artikel 771 der Kriminalgerichts-Ordnung bildet einen schweren und groben Eingriff in die Grundlage unfres Kriminalprozesses. Aus angeführten Gründen habe ich die Ehre, und so weiter und so weiter, um Kassation laut Artikel 909, 910, § 2 und Artikel 928 der Kriminalgerichts-Ordnung und so weiter und so weiter und um Ueberweisung dieses Prozesses an eine andre Abteilung desselben Gerichts zur neuen Verhandlung einzukommen.“

Also alles, was man thun konnte, ist gethan. Aber ich will offen sein: die Wahrscheinlichkeit des Erfolgs ist gering. Uebrigens hängt alles von der Zusammensetzung der Senatsabteilung ab. Wenn Sie dort Freude haben, so bemühen Sie sich.“

„Ich keane diesen oder jenen.“

„Und dann bereiten Sie sich, sonst fahren alle auseinander, und Sie müssen drei Monate warten. . . Im Falle eines Mißerfolgs bleibt noch das Gnadengesuch allerhöchsten Orts. Da hängt es davon ab, was sich unter der Hand machen läßt. Auch in diesem Falle bin ich zur Aufsetzung des Gnadengesuchs bereit.“

„Ich danke Ihnen, — also das Honorar. . .“

„Der Bureauvorsteher wird Ihnen die Reinschrift des Besuchs geben und Ihnen Bescheid sagen.“

„Ich wollte Sie noch fragen: der Staatsanwalt hat mir einen Einlassschein ins Gefängnis zu jener Person gegeben, im Gefängnis aber hat man mir gesagt, ich brauchte für Besuche außerhalb der festgesetzten Tage und des festgesetzten Orts noch die Erlaubnis des Gouverneurs. Ist das nötig?“

„Ja, ich glaube. Aber jetzt ist kein Gouverneur da, der Vicegouverneur besorgt seine Obliegenheiten. Und der ist solch ein Hindvieh, daß Sie kaum etwas bei ihm erreichen würden.“

„Ist das Maslennitow?“

„Ja.“

„Ich kenne ihn,“ sagte Rechljudow und stand auf, um fortzugehen.

In diesem Augenblick flog eine kleine, schwächlich häßliche, stupsnäsige, knochige, gelbe Dame mit schnellen Schritten ins Zimmer — es war die Frau des Advokaten, die sich wegen ihrer Hübschkeit augenscheinlich keinen Kummer machte. Sie war nicht nur ungewöhnlich anfallend gekleidet — in künstlich drapiertem Sammt und Seide, hellgelb und grün, sondern auch ihr dünnnes Haar war aufgewickelt, und sie flog wie eine Siegerin ins Zimmer, in Begleitung eines langen, lächelnden Menschen mit erdiger Gesichtsfarbe, im Rock mit seidenen Aufschlägen und weißer Halsbinde. Das war ein Schriftsteller; Rechljudow kannte ihn von Ansehen.

„Anatole,“ sagte sie, die Thür öffnend, „laß aus zu mir gehen. Esemien Swanowitsch verpricht, seine Verse vorzulesen, und Du mußt sicher über Garschin lesen.“

Rechljudow wollte fortgehen, aber die Frau des Advokaten flüsterte mit ihrem Manne und wandte sich sofort an ihn:

„Bitte, Fürst, ich kenne Sie und halte eine Vorstellung für überflüssig; besuchen Sie unsern Litteraturabend. Es wird sehr interessant. Anatole liest reizend.“

„Sie sehen, was für verschiedenartige Dinge ich zu thun habe,“ sagte Anatole, die Hände ausbreitend, und lächelte, indem er auf seine Frau deutete und dadurch die Unmöglichkeit ausdrückte, sich einer so bezaubernden Person zu widersetzen.

Rechljudow dankte mit traurigem und strengem Gesicht und größter Höflichkeit der Frau des Advokaten für die Ehre der Einladung, lehnte dieselbe ab, da er nicht im Stande wäre, ihr zu folgen, und trat in das Empfangszimmer heraus.

„Dieser Fragenschneider,“ sagte die Frau des Advokaten von ihm, als er hinausgegangen war.

Im Empfangszimmer übergab der Bureauvorsteher Rechljudow das fertige Gesuch und sagte auf die Frage nach dem Honorar, Anatole Semjonowitsch hätte eintausend Rubel angefordert und dabei erklärt, er nähme solche Sachen eigentlich nicht an, thäte es aber feinetwegen.

„Wie steht es mit der Unterschrift des Gesuchs, wer muß die vornehmen?“ fragte Rechljudow.

„Die Beurteilte kann selbst unterschreiben, und wenn das mit Schwierigkeiten verbunden ist, so kann es auch Anatole Semjonowitsch, nachdem er von ihr Vollmacht erhalten hat.“

„Nein, ich fahre hin und hole ihre Unterschrift,“ sagte Rechljudow und freute sich, Katjuscha noch vor dem bestimmten Tage wiederzusehen.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Um die gewöhnliche Zeit ertönten im Gefängnis die Pfeifen der Aufseher; mit lautem Eisengerassel wurden die Korridor- und Zellentüren geöffnet; nackte Füße und die Absätze der Lederstühle klatschten auf dem Boden. Die Arrestanten und Arrestantinnen wuschen sich, kleideten sich an und traten zur Zählung in den Korridor, und nach der Zählung holten sie heißes Wasser zum Thee.

Beim Thee wurden in allen Gefängniszellen lebhaftes Gespräch darüber geführt, daß an diesem Tage zwei Arrestanten mit Ruten gezügelt werden sollten. Einer von diesen Arrestanten war ein junger Mensch, der Angestellte Wassiljew, der gut zu lesen und schreiben verstand; er hatte seine Geliebte in einem Eifersuchtsanfall erschlagen. Seine Zellengenossen hatten ihn gern wegen seiner Fröhlichkeit, Freigebigkeit und Festigkeit im Verkehr mit den Vorgesetzten. Er kannte die Gefesse und verlangte ihre Befolgung. Deswegen war er bei der Obrigkeit nicht gut angeschrieben. Vor drei Wochen hatte der Aufseher einen Grubenausräumer geschlagen, weil dieser seine neue Uniform mit Kohlsuppe begossen hatte. Wassiljew war für den Grubenausräumer eingetreten und hatte gesagt, es gäbe kein Gesetz, daß man Gefangene schlagen dürfe. „Ich werde Dir das Gesetz zeigen,“ sagte der Aufseher und schimpfte Wassiljew. Wassiljew antwortete ebenso. Der Aufseher wollte ihn schlagen, aber Wassiljew ergriff ihn an der Hand, hielt ihn so drei Minuten lang, drehte ihn dann um und stieß ihn zur Thür hinaus. Der Aufseher beschwerte sich, und der Inspektor ließ Wassiljew in den Karzer werfen.

Die Karzer waren eine Reihe dunkler Verschläge, die von außen mit Niegeln verschlossen wurden. In dem dunkeln, kalten Karzer war weder Bett noch Stuhl, noch Tisch, so daß der Sträfling auf dem schmutzigen Fußboden saß oder lag, wo über ihn hinweg und auf ihn Katten liefen, die im Gefängnis in sehr großer Anzahl und dabei so frech waren, daß man im Dunkeln auf keine Weise Brot aufbewahren konnte. Sie fraßen den Sträflingen das Brot aus der Hand und fielen sogar über die Sträflinge selbst her, wenn diese aufhörten, sich zu rühren. Wassiljew sagte, er ginge nicht in den Karzer, weil er unschuldig sei. Da führte man ihn mit Gewalt hin. Er begann sich zu verteidigen, und zwei Gefangene halfen ihm, sich von den Aufsehern loszureißen. Da liefen die Aufseher zusammen, und unter anderem auch der durch seine Stärke berühmte Petrow. Die Gefangenen wurden niedergetreten und in den Karzer gestoßen. Dem Gouverneur aber wurde sofort Bericht erstattet, als wenn so etwas wie eine Revolte vorgekommen sei. Dann traf ein Schreiben ein, in dem befohlen wurde, den zwei Hauptschuldigen, Wassiljew und dem Landstreicher Nepomnjastschki je dreißig Rutenhiebe zu erteilen.

Die Züchtigung sollte im Frauenbesuchszimmer vor sich gehen.

Abends war es schon sämtlichen Insassen des Gefängnisses bekannt, und in den Zellen wurden lebhaftes Gespräche über die bevorstehende Züchtigung geführt.

Die Korablowa, Tausendschön, Fedosia und Maslowa saßen in ihrer Ecke, waren zot und lebhaft nach dem Genuße von Branntwein, der der Maslowa jetzt schon nicht mehr ausging und von ihr den Gefährtinnen freigebig vorgesetzt wurde, tranken Thee und sprachen über denselben Gegenstand.

(Fortsetzung folgt.)

Die „Freie Volksbühne“.

(Ostend-Theater.)

Als die literarische Jugend den ersten Sturm aufs Theater unternahm, sproßten die „Freien Bühnen“ der verschiedenen Richtungen hervor. Einmal galt es, den bequemen Einwand zu widerlegen, daß die neuen Stücke nicht „bühnenfähig“ seien, und dann mußte man auch die Dichtungen zum Leben erwecken, deren düsterer Stoff dem guten Publikum auf die Nerven fiel. Diese Zeit der ersten Kämpfe war zugleich die Zeit der überschwenglichen Siegeshoffnungen, und man darf sie darum nicht schelten, weil ohne den Lieberschwang der Siegeshoffnungen der Kampf gar nicht hätte geführt werden können. Mehr als einer sah damals den Himmel offen und glaubte in jugendlicher Begeisterung an einen neuen Frühling, den die verschiedenen „Freien Bühnen“ herauf bringen sollten. Dem Lieberschwang ist inzwischen der Stagenjammer gefolgt — ein Stagenjammer, der ebenso unberechtigt und viel unsympathischer ist, als einst der Kampf.

In der That hat sich die Situation geändert und wir müssen sie nüchtern prüfen. Unter keinen Umständen aber dürfen wir die Flinte ins Korn werfen und nun jäh an den Freien Bühnen und Volksbühnen verzweifeln. Zum Verzweifeln ist immer noch Zeit.

Die Jugend hat geflegt, soweit sie siegen konnte und ist damit ruhiger geworden — „vernünftiger“ sagt der Philister. Der literarische Ingegnur, der nach den allerhöchlichsten Stoffen griff, um die seichten Amüseure zu entseken, ist verbraucht. Die Arbeit wandelt in ruhigeren Bahnen und auf der andern Seite ist das Publikum erzogen worden, so daß es nun gegen die düstern Stoffe weniger empfindlich ist. Damit ist ein Tätigkeitsgebiet der „Freien Volksbühne“ eingeeengt, wohlgemerkt: ich sage „eingeeengt“, denn verschwinden ist es noch keineswegs. Noch immer kann Lindau im Berliner Theater den zweiten Teil von „Leber unjere Kraft“ nicht freiliegen, obgleich gerade dieses Werk zu den imposantesten Schöpfungen der neueren dramatischen Literatur gehört. Noch immer sind die „Weber“ an vielen Orten verboten und auch sonst giebt es Stücke, die um ihres Stoffes willen unangeführt bleiben. Eingeeengt ist diese Tätigkeit der Freien Volksbühnen aber allerdings und zwar eingeeengt durch den Gang der Entwicklung, also eingeeengt durch etwas, das nicht zu ändern ist. Es bliebe dann noch die ruhmvolle Aufgabe, junge Talente zu entdecken. In gewisser Weise ist auch diese Tätigkeit durch den Gang der Entwicklung eingeeengt. Junge Talente haben heute weniger Schwierigkeiten zu überwinden als früher und ziehen natürlich die öffentliche Bühne der Vereinsbühne vor. Trotzdem aber eröffnet sich hier doch ein weites Feld für fruchtbare Arbeit. Nur darf man natürlich nicht verlangen, daß jede neue Arbeit von einem dramatischen Genie herrühren muß. Die Genies im allgemeinen und die dramatischen im besondern treten so selten auf, daß keine Bühne auf ihre „Entdeckung“ eine Existenz gründen kann. Talente aber, die unter der Trägheit der berufsmäßigen Direktoren und anderen Umständen leiden, giebt es auch heute und wird es vermutlich immer geben. Von der Leitung einer „Freien Volksbühne“ muß man verlangen, daß sie die neuen Buchdramen liest, daß sie alle Erscheinungen mit scharfem Späherauge verfolgt und sie sofort auf ihren inneren Wert und die Möglichkeit einer Aufführung prüft. Das ist eine literarische Aufgabe und keine kleine. Es gehört dazu eine regelmäßige Lektüre der gesamten periodischen Literatur und nebenher ästhetische Intelligenz und praktische Bühnenkenntnis. Ist die von den Arbeitern gewählte Leitung durch sonstige Pflichten verhindert, diese durchaus notwendige Arbeit zu übernehmen, muß ein Dramaturg angestellt werden, der sich durch seine Leistungen einen geachteten Namen gemacht hat. Der Mann muß ansäandig bezahlt werden und darf nichts weiter zu thun haben, als was eben näher ausgeführt ist. Auf den Kostenpunkt kann es nicht ankommen, da es sich hier um nichts weniger als um das literarische Leben der „Volksbühnen“ handelt. La bourse ou la vie — es ist in solchen Fällen köstlich, die Worte zu geben. Wäßen die „Volksbühnen“ auf die hier geschilderte Tätigkeit verzichten, dann sind sie literarisch tot, dann sinken sie zu ästhetischen Zirkeln der besseren Art, bei ungeschickter Leitung auch zu solchen der schlechteren Art herab.

Nun braucht man freilich auch einen ästhetischen Zirkel nicht zu verachten, wenn Geist und guter Geschmack in ihm vertreten sind. Ich meinerseits bin von dem Wert der „Volksbühnen“ so überzeugt, daß ich sie am Leben halten möchte, selbst in der bescheidenen Form von literarischen Zirkeln. Natürlich muß dann verlangt werden, daß die alten Stücke, die gegeben werden, Stücke von Wert sind. Ich weiß, daß keine Bühne jahraus und jahrein gute und nur gute Kunst bieten kann. Dann und wann muß leichte Unterhaltungsware, muß geschickte Theater-mache mit unterlaufen und ich halte das für ganz und gar kein Unglück. Nur bin ich allerdings der unmaßgeblichen Meinung, daß die guten Stücke überwiegen müssen, wenn anders nicht der letzte Rest von Existenzberechtigung zum Teufel gehen soll. Die Kritik wird je nachdem tolerant oder rücksichtslos sein müssen. Tolerant, wenn ein guter Nachmittag über zwei mittelmäßige Hinweghilt. Rücksichtslos, wenn die mittelmäßigen Arbeiten einen ungebührlichen Raum einnehmen. Wie sie aber immer sein mag: immer wird sie die Sache der „Volksbühnen“ vertreten, sei es auch unter Umständen gegen die Männer, in deren Händen diese Sache augenblicklich ruht.

Wir haben bisher nur die litterarische Seite der Dinge betrachtet. Daß eine Volkshöhne in Bezug auf die Darstellung mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, wissen wir und haben es immer gebührend in Rechnung gesetzt. Es ist durchaus nicht notwendig, daß eine Vorstellung immer glänzend sei, sie braucht nicht einmal gut zu sein, aber möglich muß sie allerdings sein. Wir gründen keine Volkshöhne, um das Publikum an eine Komödie zu gewöhnen, die schlechter ist als gar keine. Die „Freie Volkshöhne“ hat im Ostend-Theater mit einem zusammengestellten Ensemble Vorstellungen herausgebracht, die ausgezeichnet waren und selbst, wo sie das nicht waren, merkte man — in allgemeinen — Ernst und Eifer. Vom Lessing-Theater läßt sich dasselbe leider nicht immer behaupten. Hier ist ein eingespieltes Ensemble zu Haus und somit steigen wir unsre Ansprüche.

Wir kennen das Lessing-Theater zur Genüge und werden uns hüten, große Dinge zu verlangen. Wir verlangen aber mindestens, allermindestens, daß an der Vorstellung gearbeitet worden ist. Sehe ich, daß man die Sache laufen läßt, wie sie eben kann, sehe ich, daß die Schauspieler sich unerlaubte Posen erlauben, dann werde ich rücksichtslos angreifen, und zwar werde ich um so rücksichtsloser und schärfer werden, je länger der unerträgliche Zustand dauert. Generalversammlungs-Diskussionen lassen mich völlig kühl. Sollte mein Appell an die Leitung, an Reumann-Hofer, an die Schauspieler fruchtlos bleiben — nun, dann werde ich eben an die Arbeiter appellieren, die schließlich nicht dazu da sind, sich verhöhnen zu lassen.

Wir haben über allgemeine Dinge so ausführlich sprechen müssen, das für die letzte Vorstellung kein Raum mehr bleibt. Es genügt auch völlig, wenn wir sagen, daß „Frischen“, „Abschied vom Regiment“ und „Abschiedsoper“ aufgeführt wurden. „Frischen“ ist eins von den Stücken, das man nur im äußersten Notfall geben darf, aber es mag ja sein, daß dieser äußerste Notfall vorlag. In Hartlebens „Abschied vom Regiment“ steckt schon bedeutend mehr dichterische Natur und Schnitzers „Abschiedsoper“ ist sogar eine kleine, seine unterhaltende Arbeit, über die man sich aufrichtig freuen kann. Die Darstellung war, alles in Betracht gezogen, im allgemeinen gut. Frau Schneider-Rissen war sogar in glänzender Soubrettenrolle und Frau Schumann-Bipfer ergüß — wie immer — durch die schlichte Echtheit ihres Spiels. Herrn Pfeils Major ist ja noch vom Lessing-Theater her in guter Erinnerung. —

Erich Schlaifer.

Kleines Revueletton.

— Von der „Münchener Mailur“ plandert Einer in der „M. Allg. Z.“ also: „Als mich am vergangenen Sonntag die herrliche Frühjahrsluft zu einem frühen Morgen Spaziergang ins Freie lockte und ich dabei kurz vor sieben Uhr das Plahl passierte, war ich nicht wenig erstaunt, vor den noch geschlossenen Pforten des Hofbrauhauses eine dichtgedrängte Menschenmenge zu treffen. Ganz harmlos erkundigte ich mich bei einem der Harrenden, was hier denn eigentlich los sei. Das war nun für einen geborenen Münchener allerdings eine dumme Frage. Der gute Mann sah mich an — ungefähr so, wie man am jüngsten Tage einen längst Verstorbenen, der eben, um Luft zu schöpfen, sein Grab verlassen, ansehen würde. — „Ja, wissen Sie denn wüt, daß um Siebene der Bod ang'stochen wird?“ fragte er mich ganz mittelidig. Wahrhaftig, an den Bod und seine beginnende Saison hatte ich nicht gedacht. „Und da können Sie gleich noch dem Kaffee Bod trinken?“ forschte ich weiter. Der Gefragte hielt sich den etwas unsanftmütigen Vauß vor Laehen. „Kaffee — dös war das richtige bei der Mailur! Mähtern ein Glas Bod oder zwei mit a Bisscherl Monateradi dazu — dös reinigt's Wkat.“

Ich befand mich also unter lauter Kranken, die hier auf die Eröffnung des Gesundheitswesens warteten. Außerlich war ihnen ihr leidender Zustand keineswegs anzusehen, was ja bei Blutkrankheiten auch nicht immer der Fall zu sein braucht. Inzwischen öffneten sich die Hallen und die „leidende Menschheit“ stürzte hinein. Sofort begann die Kurmusik ihre Weisen und alsbald brüllte Einer dem Andern „Guten Morgen, Herr Fischer“ zu, als ob der Mensch überhaupt gar nicht anders als „Fischer“ heißen könnte. Blutreinigungsbedürftige muß es in München eine Anzahl geben, denn die mächtigen Räume füllten sich in geradezu ungläublich kurzer Zeit. Ich begann zu zweifeln, ob München wirklich die gesunde Stadt sei, als die man sie allgemein hinzustellen beliebt. Die Leute mußten solch unreines Blut haben, daß es mit einem parlamentarischen Ausbruch gar nicht mehr zu bezeichnen ist. Immer neue Patienten strömten herein; fortgehen sah ich keinen Einzigen, obwohl doch die Meisten ihre „zwei Becher“ schon getrunken haben konnten. Später allerdings sah ich verschiedne, bei denen die Kur bereits ihre Wirkung gethan. Sie schwebten nur so dahin, so leicht war ihr Blut geworden, wenn sie auch dabei die gerade Linie nicht mehr einhalten konnten. Am späten Nachmittag aber traf ich Einen, der sich einen Stuhl mitten auf das ehrwürdige „Plahl“ gestellt und sich dort in halb hypnotischem Zustand niedergelassen hatte. Mehrere mitleidige Weiber, die ihn begahten, meinten, es wäre doch gut, die Sanitätskolonne alarmieren zu lassen. Da kam aber schon ein kleiner Hercules in Hemdärmeln, offenbar ein Mitglied der Kur-

hausverwaltung, und stellte seine Personalien fest, was zunächst darin bestand, daß er dem Betreffenden einfach den Stuhl wegzog, den darüber zu Boden Gefallenen alsdann mit einer Hand von der ungefähren Größe eines Heilmännchen Billenbauplazes in die Höhe hob, sein Portemonnaie visitierte und dann in einer Droschke weiter verfrachtete.“ —

Litterarisches.

— An der Jahrhundertwende. Sammlung gemeinverständlicher Abhandlungen über die wissenschaftlichen, technischen, politischen und sozialen Fortschritte im 19. Jahrhundert. Charlottenburg, 1900. Verlag von Otto Göcke. Preis pro Heft 30 Pf. — Die Sammlung, von welcher das erste Heft vorliegt, will, wie der Titel dieses Heftes noch besonders besagt (Geistige Umwälzungen im 19. Jahrhundert), die Wandlungen aller wissenschaftlichen Anschauungen sowie des gesamten politischen und sozialen Lebens, die sich im Laufe des 19. Jahrhunderts vollzogen haben, in einer Reihe von Monographien (einzelnen kleinen Heften) zur Darstellung bringen. So werden Heften über den Darwinismus, über die Elektrotechnik und die chemischen Industrien, über die Entwicklung der Astronomie, ferner über die sociale Gesetzgebung, über die Gewerkschaftsbewegung, über die Geschichte der politischen Parteien, über die Frauenfrage u. a. angekündigt. Die Namen der Mitarbeiter: Wilh. Bölsche (Darwinismus), Dr. Vorchardt (Astronomie), Dr. Freudenberg (Volksgeundheit), Paul Hirsch (sociale Gesetzgebung), Dr. Otto Liebnicht (chemische Industrien), Dr. Lutz (Elektrotechnik) u. a. bürgen wohl dafür, daß die Ausführung des Plans eine gute sein wird und die Sammlung ein klares und anschauliches Bild der Leistungen des vergangenen Jahrhunderts auf allen Gebieten der menschlichen Thätigkeit geben wird.

Das vorliegende erste Heftchen, welches von Dr. Bruno Vorchardt verfaßt ist, soll eine Einleitung zur ganzen Sammlung darstellen; deshalb enthält es keine Monographie (Einzeldarstellung) eines bestimmten Gegenstands, sondern giebt in kurzen Umrissen einen Ueberblick über einige der wichtigsten Fortschritte. Auf 64 kleinen Seiten — dies ist der Umfang jedes Heftchens — können natürlich nicht sämtliche Seiten des Kulturlebens abgehandelt werden; es mußte daher eine Auswahl getroffen werden, die den Fähigkeiten des Darstellers entsprechend das naturwissenschaftliche Gebiet heraus hob. In anregender Weise wird die Umgestaltung des astronomischen Weltbilds, die Spektralanalyse, die Erforschung der Erde geschildert; es folgt ein Kapitel über die Entwicklungslehre, ferner über die Dampfmaschine, das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, sowie eine Darstellung der wichtigsten Fortschritte auf dem Gebiet der Elektrizität. Der Inhalt der 64 Seiten ist, wie man sieht, reichhaltig, wenn auch keineswegs erschöpfend; eine erschöpfende Darstellung, namentlich auch der Entwicklung des politischen und wirtschaftlichen Lebens, wird eben erst die ganze Sammlung geben können. Das erste Heft deutet durch seine Reichhaltigkeit darauf hin; im letzten Kapitel: Einwirkung der technischen Entwicklung auf die allgemeinen Kulturverhältnisse wird auch dieses Gebiet noch in aller Kürze gestreift. —

Theater.

Berliner Theater. Berlin bei Nacht. Posse in 3 Akten von Kalisch. Die Bühne in der Charlottenstraße kam glücklicherweise wieder mitgerechnet werden. Lindau hat sie in verhältnismäßig kurzer Zeit wieder zu Geltung gebracht. Was hier ausgesprochen wurde, bevor er noch seine Direktion antrat, ist eingetroffen: er ist in der That ein guter Direktor geworden. Daß er litterarische Kenntnisse und Bühnenroutine besaß, war von vornherein klar. Immer mehr aber zeigt es sich, daß er auch eine bestimmte Ansicht und einen bestimmten Willen mitgebracht hat. Die Aufführungen von „Anphtytrion“, „Libussa“ und ganz besonders von „Ueber unsre Kraft“ waren in jedem Betracht verdienstvoll. Daß Lindau nun eine alte Posse aus den vierziger Jahren ausgrub, war zum mindesten ein interessantes Experiment, das nebenher einen amüsanten Abend ergab.

Wir gehören keineswegs zu denen, die etwas für gut halten, wenn es nur alt ist. Im Publikum sehen man nicht sibel Lust zu haben, die „ausgegrabenen Possen“ zu einer Art von Mode werden zu lassen. Man schwärmte für alte Possen, wie man sonst etwa für alte Schränke schwärmt. Man fand „interessant“, was man entschieden weniger schmeichelhaft beurteilt hätte, wenn ein neuerer Schriftsteller der Urheber gewesen wäre. Kalisch war wenigstens für einen Abend Mode geworden, wie ja so oft alte Moden wieder auferstehen. Damit war Kalisch nun aber ganz und gar kein anderer geworden. Die romantische Sentimentalität, die plötzlich von diesem „erwachten Toten“ zu schwärmen begann, wie von einer untergegangenen schöneren Zeit, war nicht immer edel, und wo sie echt war, war sie thöricht. „Berlin bei Nacht“ ist eine Posse, schlecht und recht eine Posse, weiter nichts. Nur daß sie einen wichtigen Mann zum Verfasser hat, während heute die wichtigen Leute unter den Possendichtern ausgestorben sind. Durch die vielen politischen Anspielungen erhält zudem die Arbeit einen Hintergrund, der den modernen Possen und modernen Schwänken durchaus fehlt. Erfrischend und versöhnend wirkt auch die Berliner Lokalfarbe. Der Mensch verzeiht gern 'n bißchen Unsinn, wenn in dem Unsinn nur ein bißchen von seinem eignen Wesen steckt. Dann aber ist auch die Lokalfarbe eine Art von ästhetischer Weisheit, die sehr wohlthuend wirkt. Der Autor beschränkt sich gewissermaßen, schafft sich ein Specialgebiet, das mit dem allgemeinen Gebiet der Kunst nicht verglichen werden kann und nicht verglichen werden will. Sobald es geschieht, fällt die ganze Herrlichkeit zusammen, und leider geschah es gegen

Schluss des Abends von der Bühne herunter. Die sieben Herren, die sich vereinigt hatten, um Kalisch in modernen Coupletstrophen zu huldigen, waren samt und sonders von einer geradezu verblüffenden Talentlosigkeit. Einer unter ihnen war aber nebenher auch noch tafflos und „huldigte“ Kalisch, indem er Jbsen eins auswichste. Natürlich schlug damit sofort die Sache ins Kindische um. Verglichen mit dem grandiosen Humor Wfens, wie er sich beispielsweise in der „Wildente“ offenbart, ist Kalisch eben doch nur ein gewöhnlicher Possenreißer, der auf dem Jahrmarkt die Gaffer belustigt.

Gespickt wurde im allgemeinen flott und sicher. Am meisten Humor hatten Frau Wend und Frau Schneider-Rissen zur Verfügung. Wassermann war das Opfer eines ganz netten Direktionswittes geworden. Er mußte die „Wassermann'sche Gestalt“ spielen, die in dem Stück vorkommt. —

Neue Freie Volksbühne. Bei dem Fortschreiten der Modernität in der schauspielerischen Kunst wird es immer interessanter, zu sehen, wie mit der Darstellung zeitgenössischer Produktionen auch die Darstellung solcher älterer Stücke sich ändert, über die unser Geschmack wenigstens im großen Ganzen hinausgewachsen ist. Ein derartiges Stück sind „Die Ranzau“, das elfässische Kraftbauern-Drama von Erdmann u. Chatrian. Wie neulich den „Freund Frey“ derselben Autoren, so hat am vergangenen Sonntag im Thalia-Theater die „Neue Freie Volksbühne“ auch dieses Werk aufgeführt, nachdem es bereits vor längerer Zeit — wie ich höre, nicht eben gut — gebracht worden war. Das Effektartige, Mährfelige und zum Teil Satzungsvolle des Stücks ist der gegenwärtigen Bühnenstimmung gänzlich entgegengesetzt, und man kann den Darstellern nur alle Achtung zollen, daß sie fast nie der Versuchung erliegen sind, sich in Effekt usw. zu stützen. Neben jenen künstlichen Bestandteilen besitzt das Stück genug des Natürlichen, daß die Schauspieler darin ihr Bestes geben konnten, wenn auch noch manches „Spielen ins Publikum“, manches nicht ganz intime Monologisieren übrig blieb. Die behäbige Breite des Stücks, zumal in der Exposition, traf mit einer spezifisch modernen Gegenwartstendenz zusammen: mit dem Streben nach einer Anspannung des Milieus und nach einer dem natürlichen Leben ähnlichen Langsamkeit, nach einem „Sich Zeit lassen“ in der Aufführung; es scheint aber doch, daß trotz der notwendigen Rücksicht auf die bauerliche Schwerfälligkeit, die einen Grundton des Werkes bildet, an manchen Stellen ein flotteres Tempo genommen werden konnte. Nur läßt sich, bei dem Gedanken an die Schwierigkeit einer solchen Aufführung mit zusammengeholtem, gar nicht auf einander eingespieltem Personal, und insbesondere an die wahrscheinlich geringe Zahl der bei diesen Gelegenheiten möglichen Proben, die Gesamtleistung als so außerordentlich gut bezeichnen, daß sie auch unter günstigeren Umständen Ehre gemacht hätte. Herr Regisseur Moeft, dessen Eifer vermutlich auch an dem jetzigen Aufschwung dieses Bühnenvereins sein gutes Teil hat, scheint bereits durch eine kluge Auswahl der mitwirkenden Kräfte das richtige getroffen zu haben und hat jedenfalls durch das Zusammenstimmen der verschiedenen Elemente eine echt künstlerische Leistung geliefert, die durch einige mißverständliche Kleinigkeiten in der Beleuchtungstechnik kaum gestört wurde. Es soll keine Herabsetzung der Einzelverdienste aller Mitwirkenden sein, wenn wir uns auf die Hervorhebung von Fräulein Marie Holzgers in der Rolle der Ranzau-Tochter Luise beschränken. Sie bot eine ganz eigene Auffassung dar, die keineswegs als die einzig mögliche gelten dürfte und gewiß auch einer Diskussion ausgelegt ist, jedoch durch ihre Einheitlichkeit und individuelle Eigenheit in sich völlig gerechtfertigt da steht. Der Typus der zurückgehaltenen Leidenschaft, der tiefinnerlichen Wärme bei äußerlicher Kälte und bei einem Anschein von Temperamentlosigkeit, der im ersten Akt durch das Aufbewahren der Steigerung beinahe ermüdend wirkte, ist selten in so vornehmer künstlerischer Weise und mit einem so sicheren Sprachtechnischen und mimischen Können dargestellt worden. —

Kunst.

—h. Die Große Berliner Kunstausstellung, die am Sonnabend unter den üblichen Formalitäten eröffnet worden ist, zeigt, soweit sich dies nach einem ersten flüchtigen Ueberblick erkennen läßt, einen Fortschritt gegenüber der vorjährigen. Betritt man sie zwar vom Hauptportal aus und geht durch die mittleren Hauptsäle, so empfängt man einen genau so trostlosen Eindruck wie im Vorjahr. Es sind im allgemeinen dieselben Maler, denen man begegnet, und es sind, fast möchte man sagen, dieselben Bilder von ihnen; die kleinen Unterschiede von den vorjährigen sind nicht so leicht zu behalten. Aber schon in einem der weiter zurückliegenden Mitteläle hat man eine Anzahl von Franzosen untergebracht, in ihrer Art etwa eine Mischung aus den beiden Kunstausstellungen, die im Winter gleichzeitig bei Schulte und in der Akademie zu sehen waren. Und wenn man dann die Nebenäle aufsucht, so findet man in den Ecken verstreut doch manches gute Bild in den kleinen Sammlungen, die von den Ausländern beigezeichnet wurden. Es ist sehr erfreulich und von der Ausstellungsleitung Aug gehandelt, daß das Ausland diesmal bedeutend stärker herangezogen wurde als es in den letzten Jahren der Fall war; so wurde der Ausstellung

ein bedeutend größeres Interesse gesichert. Namentlich die Säle der Skandinavier, der Dänen und Schweden, enthalten eine ganze Reihe von Arbeiten, die eine genauere Betrachtung fordern. Von Paulsen, Acher, Hammerhöj, Pedersen und Johansen aus Kopenhagen, von Antarcrona aus Stockholm fallen gute Bilder auf. Die Holländer und Belgier sind in der üblichen Art auch diesmal vertreten. Durch Kollektiv-Ausstellungen wurden Oswald Achenbach, Eugen Bracht, Hugo Vogel, Paul Borgang, von den Ausländern Emile Wauters und Gari Melchers unter den Malern, Gustav Eberlein unter den Bildhauern ausgezeichnet. Der aus der Seession ausgeschiedene Ludwig Dettmann stellt in dem ersten Hauptaal die vier großen Wandbilder aus, die für das neue Rathhaus in Altona bestimmt sind. Sehr schwach ist wieder im allgemeinen die Plastik. Die kunstgewerbliche Ausstellung ist noch nicht fertig; zu der auch in diesem Jahre wieder mit der Großen Berliner Kunstausstellung verbundenen Ausstellung des Verbands deutscher Kunststratoren hat sich eine interessante „Sonderausstellung der Freien Vereinigung der Graphiker“ gesellt. Die Baukunst ist nur in wenigen Entwürfen vertreten. Besondere Erwähnung verdient die Notiz im Katalog, daß die Ausstellung vom Juni ab jeden zweiten und letzten Sonntag im Monat statt der im allgemeinen üblichen 50 Pf. nur 25 Pf. Eintrittsgeld erhebt. —

Völkerkunde.

— In der letzten Sitzung des Vereins für Völkerkunde sprach Dr. Guth über die Volksdichtung der Jenissei-Tungusen. Die „Vossische Zeitung“ berichtet über den Vortrag: Im Sommer 1897 hat Vortragender dieses Volk, das früher eine große Rolle spielte und fast ganz Ostasien einschließlich der Wandschurei beherrschte, in seinen Wohnstätten im Flußgebiet der Angara, einem Nebenfluß des Jenissei, aufgesucht, um seine Sprache lernen zu lernen und mit Hilfe dieser tungusische Inschriften sowohl, wie tungusische Dichtung zu studieren. Es war das außerordentlich mühsam und schwierig, weil die Leute, unfähig, die Absichten des Forschers zu begreifen, auf seine Fragen immer nur ausweichende Antworten gaben. So lange er in den benachbarten Goldwäshen wohnte und Tungusen zu sich herüberkommen ließ, machte er kaum irgend welche Fortschritte, erst als er sich entschloß, mit den Leuten selbst in ihren Zelten zusammen zu leben, kam er einigermaßen vorwärts. Nach einer Schilderung dieser Verhältnisse gab Vortragender einige Proben der tungusischen Volksdichtung, die zugleich interessante Aufschlüsse über die Anschauungen und Sitten des Volks liefern. Was die Form betrifft, so sind die Verszeilen der Gedichte alliterierend und die einzelnen Strophen zeigen einen gewissen Parallelismus. In der Redeweise tritt oft ein Wechsel der Periode ein, als wenn sich etwa Chorgesang und Sologesang ablösten. Ein solches Lied behandelt die Vorwürfe, die ein Vater seiner mißratenen Tochter macht. Die Entrüstung des Vaters über den Fehltritt des Mädchens scheint indes wesentlich dadurch hervorgerufen zu sein, daß den Eltern nur der Brautpreis entgeht, den der Bräutigam bei gehörigem Verlauf der Bewerbung zahlen mußte. Bei den am Baikalsee wohnenden Tungusen herrschen nach dem Inhalte entsprechender Lieder strengere Ehrbegriffe und weniger materielle Anschauungen. Sehr hübsch und stimmungsvoll ist die Klage eines verwaisten Mädchens, eigenartig ein Gedicht, das Vortragender als Bruchstück eines größeren Heldenliedes auffaßt. Die Jenissei-Tungusen gehören äußerlich meist der griechisch-katholischen Kirche an, innerlich aber noch immer dem Schamanismus. Ihre Aerzte, die Schamanen, gleichen ganz den Medizinmännern der Indianer. Sie kurieren mit Zauberformeln, und gewöhnlich besteht die Krankenbehandlung darin, daß man den Dämon, der vermeintlich im Körper des Kranken seinen Aufenthalt genommen hat, durch Beschwörungen und allerlei Fokuspokus zu veranlassen sucht, den Körper zu verlassen und in einen andern Gegenstand, den man ihm als Lockspeise bietet, zu fahren. Dieser Gegenstand wird dann vernichtet. Dasselbe Verfahren üben ja auch andre Naturvölker. Auf den niedrigsten Bildungsstufen dient als Lockspeise gewöhnlich ein lebendiges Tier, auf vorgeschrittenen erst man das Tier durch eine aus Baumrinde oder sonstwie hergestellte Tiergestalt. Die Vernichtung dieses Gegenstandes (die Dakota-Indianer zerstückeln die Tierfiguren) braucht aber nicht als Versuch betrachtet zu werden, den Dämon selbst zu töten — dazu haben die Leute wohl zu große Furcht vor ihm —, sondern als ein Opfer, das sie ihm darbringen, um ihn zu versöhnen. —

Humoristisches.

— Eine empfindliche Kreatur. Menageriebesitzer (zu seinem Knecht): „Gammes, fähr' rasch das „Zebra“ in den Stall, es fängt an zu regnen!“ —
 — An der Flußbrücke. Brückenwärter: Sie da! erst Brückengeld zahlen — kost' fünf Pfennige.
 Reisender: „Ach, sein Se man gemüthlich, id habe keen Geld, lassen Se mir doch so passiren.“
 Brückenwärter: „Ne, nee, wenn Sie die fünf Pfennige nich haben, kommen Sie nich rüber, — nich für 'ne Million!“ —
 („Aust. Bl.“)